

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Sichelmondleben**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 2004**

1 Manche Tage sind wie verhext

# Manche Tage sind wie verhext.

Manche Tage sind wie verhext. Dieser gehörte dazu. Zuerst verlegte Verena den Schlüssel zur neuen Wohnung, dann ließ sie Mamas Lieblingsvase fallen, und nun brachte sie diese Truhe nicht zu.

»Stell dich auf den Deckel und mach dich so schwer als möglich«, sagte sie zu Dietmar. »Ich schieb den Riegel vor, dann kann er nicht mehr aufspringen.«

»Willst du das wirklich alles mitschleppen? Auch den Pierrot?« Dietmar zog den Pierrot zwischen T-Shirt und Pullover hervor und betrachtete ihn nachdenklich. Die Rüschen waren schon schmuddelig, die weiße Hälfte des Anzugs war etwas vergilbt, aber immer noch blickten seine Augen einen verstehend und geheimnisvoll an. Verena legte den Arm um die Schulter des kleinen Bruders. »Er wird sich wohl fühlen bei uns in der neuen Wohnung.« Das konnte Dietmar nicht gelten lassen. »So ein Blödsinn! Er wird total gequetscht da drinnen und dann – er gehört noch immer Sabine.«

Der arme alte Pierrot! Sabine hatte ihn heiß geliebt, auch wenn sie ihn an jenem Morgen, an dem sie plötzlich auf und davon war, auf ihrem Bett hatte sitzen lassen.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

»Wenn du meinst, steck ich ihn in eine Plastiktasche und trag ihn extra«, sagte Verena.

Dietmar kletterte auf den Deckel, stemmte Hände und Füße gegen den enormen Widerstand von Büchern, alten Zeitschriften, Jeans, Pullis. Langsam gab der Hügel nach, der Deckel senkte sich Zentimeter um Zentimeter, und Verena konnte den Riegel vorschieben.

Die voll gestopfte Truhe war das letzte Stück, das noch abtransportiert werden musste. Alles andere blieb hier. Auch der Ficus Benjamin. Großvater hatte ihn Mama zu Weihnachten geschenkt. Da war er ein kleines Bäumchen gewesen. Mama mochte ihn sehr. Einmal im Monat wischte sie jedes seiner unzähligen Blättchen mit einem feuchten Schwamm ab. Leider war er inzwischen zu einem mächtigen Baum herangewachsen, den man nicht mehr durch eine Tür fädeln konnte.

Seit Verena denken konnte, hatte sie in dieser Wohnung gelebt, von diesem Fenster aus in die Krone der altersgrauen Birke geblickt, die Straße beobachtet und den Vögeln zugehört. Heute Abend würde die Wohnung leer stehen. Paps war für zwei Tage zu seinem Bruder nach Lienz gefahren. Als Mama den Termin des Umzugs genannt hatte, behauptete er, es hier nicht auszuhalten. Verena war es, als schallte der Ton seiner vorwurfsvollen Worte noch immer durchs Zimmer: »Ich halte es nicht aus, euch zuzuschauen zu müssen, wie ihr die Sachen zusammenpackt und auszieht.«

Die Tür ging auf, und Mutter stürmte herein.

Ihr Gesicht glühte, die Jeans waren übersät von Schmutz-

flecken und an ihren Schuhen klebten Lehmreste. Hinter ihr erschien der Fahrer des Kleintransporters.

»Seid ihr fertig? Alles eingepackt? Dann fahren wir!«

Sie fasste den einen Henkel, der Fahrer den anderen und so trugen sie ihr letztes Möbelstück hinaus. Alle übrigen Einrichtungsgegenstände blieben, wo sie waren. Paps lebte ja weiter hier. Verena schnappte den Pierrot. Nun war keine Zeit mehr für irgendwelche Gedanken. Sie zog die Wohnungstür zu, drehte den Schlüssel zweimal um und zog ihn ab. Abgeschlossen das alte Leben.

Dietmar schob sich an Verena heran. »Was meinst du, Reny, kommen wir wieder zurück? Vielleicht schon, oder?« Er schniefte.

»Dietmar, hast du vergessen, wie du geweint hast? Wie du dich gefürchtet hast? Ist doch gut, dass das vorbei ist!«

»Paps war auch lieb.«

Freilich war Paps auch lieb. Da konnte Verena nur zustimmen. Im Sommer fuhr er mit seiner Familie ans Meer, im Herbst liefen er und die Kinder in den Wäldern herum, um die geheimsten Plätze, bedeckt mit Steinpilzen und Pfifferlingen, zu finden. Im Winter rasten sie über steile Pisten oder rodelten auf ihren Schlitten zu Tal.

Wenn nur nicht diese schrecklichen Nächte wären, in denen Paps betrunken nach Hause kam, in der Wohnung herumrandalierte, Mama bedrängte, schlug. Und das immer wieder. Immer wieder. Und Mama verzieh ihm. Immer wieder. Sie hatte Geduld und hoffte, dass er sich ändern würde – aber er änderte sich nicht.

Erst in diesem Sommer, nachdem Sabine ohne etwas zu sa-

gen nach Frankreich gegangen war, hatte Mama sich entschlossen, nicht mehr länger zu hoffen.

Verena stupste Dietmar in die Seite. »Du weißt doch, dass du Paps jeden Samstag sehen kannst. Das ist doch so ausgemacht. Außerdem« – sie stockte, fuhr aber doch, dem Bruder zuliebe, fort: »Außerdem sind sie noch nicht geschieden.«

Sie waren nicht geschieden. Noch nicht. Eine Trennung auf Zeit. Abstand gewinnen. Zur Ruhe kommen. Die Sachlage aus größerer Entfernung prüfen. Platz für Veränderungen schaffen. Das waren die Worte der Erwachsenen. Mamas Worte. Großvaters Worte.

Unter ihnen, im Zwischenstock, standen Gerlinde und der Fahrer. Sie hatten die Truhe hingestellt, um einen Augenblick zu rasten.

»Ich will Paps immer sehen!«, stieß Dietmar hervor.

»Psst, red leise. Mach es Mama nicht noch schwerer.«

»Ach, der Mama gefällt das ja. Übersiedeln gefällt ihr und der neue Supermarkt und die neuen Kunden und die neue Wohnung. Und sie arbeitet den ganzen Tag, und wer macht mir was zum Essen, wenn ich von der Schule komm?«

»Also, jetzt mach aber einen Punkt, Dietmar! Mittags sperrt der Supermarkt zu, das weißt du doch. Wir leben ja auf dem Land! Und außerdem – du bist kein Baby mehr. Du kannst dir eine Suppe auch selber warm machen, oder?«

Dietmar sagte nichts mehr. Sie strich ihm über den Kopf. Sie verstand auch so. Er sprach vom Mittagessen, aber er dachte an Vater.

Mama und der Fahrer stemmten die Truhe auf die Ladeflä-

che und schoben sie neben die zwei ausrangierten Obstkisten, in denen Verenas Schulzeug, ein Teil ihrer Bücher und Dietmars Legoschachtel samt seiner Sammlung von Modellautos lagerten. Zu viert zwängten sie sich auf die Fahrerbank. Zum Glück waren es nur wenige Kilometer bis Innerau. Das neue Zuhause lag so nah, dass Verena ihre Schule nicht zu wechseln brauchte. Allerdings musste sie in Zukunft früher aufstehen, fünfzehn Minuten mit dem Zug fahren und dann noch die Straßenbahn benützen. Dietmar kam in eine neue Schule. Aber das wäre er sowieso, nach der vierten Klasse Volksschule. Nun würde er die Hauptschule in Innerau besuchen.

Innerau besaß einen winzigen alten Dorfkern mit Kirche, Pfarrhof und einem alten Schulhaus, das keines mehr war und leer stand. Die Filiale des Supermarkts, in dem Gerlinde am Montag zu arbeiten anfangen würde, lag an der Durchfahrtsstraße, inmitten neuer Siedlungshäuser. Ein weißer viereckiger Kasten, dessen Vorderfront vom Logo der Supermarktkette und zwei so hohen wie breiten Glastüren dominiert wurde. Die Fenster im Obergeschoß standen offen, aber die Rollos waren heruntergezogen. Sie mussten die ersten Tage die Vorhänge ersetzen. Morgen oder übermorgen würde Mama Zeit finden, Vorhänge auszusuchen und zu bestellen. Es gab einen ziemlich großen Parkplatz, immerhin durch eine Hecke aus Hainbuchen von der Straße abgeschirmt, und einen Hintereingang. Von dort gelangte man durch eine Metalltür in die Lageräume des Geschäftes. Davor führte eine Treppe zu ihrer Wohnung im ersten Stock.

Die Treppe war eng, aber Mama und der Fahrer schafften die Truhe ohne größere Schwierigkeiten hinauf und stellten sie in den Korridor. Verena und Dietmar schleppten die Obstkisten ins Kinderzimmer.

»Wo sind diese Plastikdinger?«, hörten sie die Mama fragen. »Die man unter die Möbel legt, um den Teppich zu schonen.«

»Die sind in der alten Wohnung geblieben. Hier haben Sie sowieso keinen Teppich.«

»Muss ja nicht immer so bleiben! Sie hätten sie mitnehmen sollen!« Gerlindes Stimme klang ärgerlich.

»Tut mir Leid, ich muss düsen! Brauchen Sie eine Rechnung?«

Dann bedankte sich der Fahrer für Lohn und Trinkgeld und lief die Treppe hinunter. Dietmar begann seine Autos in die Kommode für das Spielzeug zu räumen. Verena ging in die Küche. Vielleicht erwartete Mama, dass sie ihr half. Es war eine Einbauküche, was als weiterer Glücksfall gelten konnte. Wo hätten sie Küchenskästchen oder einen Tisch herbekommen? Das Geschirr hatten die Eltern geteilt, Mama konnte den umfangreicheren Anteil nehmen, sie waren ja auch zu dritt. Solange Sabine nicht heimgekehrt war, waren sie zu dritt.

»Ich bitte dich, mach das Fenster zu, Verena! Der Lärm ist nicht auszuhalten!« Gerlinde wickelte eine Tasse nach der anderen aus dem Zeitungspapier und stellte sie in die Abwasch. »Dieses Kopfweh. Wo sind nur die Aspirin? Verena, wir haben die Aspirin doch mitgenommen?«

Die Röte von ihren Wangen war verschwunden und mit

ihr alle Energie. Sie unterbrach die Arbeit, richtete sich auf und streckte die Arme hoch. »Der verflixte Rücken tut mir auch weh.«

»Das Schränkchen im Bad habe ich ausgeräumt«, überlegte Verena. »Bis auf den Rasierapparat, das Aftershave und die angebrochene Zahnpasta. Die Medikamente liegen wahrscheinlich noch in der Schachtel und die ist im Bad. Ich hol dir eine Tablette.«

»Okay, ich mach uns inzwischen eine Kanne Tee. Und lass mich nicht vergessen, den Großvater anzurufen. Er wird wissen wollen, wie es uns geht.«

Verena lief über den Flur. Das Badezimmer war besetzt. Es gab kein eigenes Klo. Verena wartete, bis Dietmar aufzusperren gedachte. Bei Gott, dies war keine Komfortwohnung. Ob man sich wenigstens an den Lärm gewöhnen konnte? Schon beim ersten Besuch war ihr aufgefallen, wie laut es hier war. Rechts die Durchzugsstraße, links, höchstens zweihundert Meter weiter, die Autobahn. Man spürte es nicht nur am Lärm. Auch die Luft war erfüllt von Abgasen und Staub. Ob Mama davon Kopfweh hatte? Oder kam es von der Schlepperei und dem Stress? Sie war seit dem frühen Morgen auf den Beinen. Einmal macht jeder schlapp.

»Deshalb haben wir die Wohnung ja bekommen. Eben, weil es keine Superwohnung ist«, hatte Mama erklärt. Der Verkaufskonzern, für den sie arbeitete, hatte ihr die neue Arbeitsstelle in Innerau angeboten. Ganztags und mit Dienstwohnung. Der Abteilungsleiter wollte sie nicht. Er besaß am Ende der Siedlung ein Eigentumshaus. Die zwei

anderen Kassierinnen und zwei weitere Hilfskräfte, alle sehr junge Frauen, lebten noch bei ihren Eltern. So konnten sie hier einziehen. Diese Wohnung war viel billiger als jene, die Gerlinde zuerst in der Stadt gefunden hatte. Und größer. Sie hatte Zentralheizung. Die andere konnte nur mit Hilfe des Küchenherdes geheizt werden. Gerlinde war sehr froh über diese weitere Vergünstigung gewesen.

Endlich kam Dietmar aus dem Bad. Verena kramte in der Kiste mit dem Krimskrams herum, die noch unausgeräumt herumstand. Gesichtscreme, Seifendose, Zahnpastatuben, Haarbürsten, es war fast wie am ersten Abend im Urlaub. Schließlich fand sich, zuunterst, die Medikamentenschachtel.

Als sie in die Küche zurückkehrte, dampfte der Tee bereits in den Tassen. »Das sollte ich nun wirklich nicht tun!« Gerlinde rührte einen zweiten Löffel Zucker in ihren dunklen Tee. »Starker Tee am Abend und dazu noch gesüßt.«

Verena schob die Packung Aspirin über den Tisch.

»Glaubst du, Sabine wird noch im September zurückkommen? Zu uns, nach Innsbruck?«, fragte Gerlinde, während sie wartete, dass die Tablette in der heißen Flüssigkeit zerfiel.

»Nach Innerau«, verbesserte Verena automatisch. Sie starrte in ihre Tasse. Es verging kein Tag, ohne dass Mama diese Frage stellte, die niemand beantworten konnte als Sabine selbst.

»Du solltest zum Arzt gehen. Immer dieses Kopfweg, immer Medikamente ...«

»Es ist nur die Aufregung. Die viele Arbeit.« Gerlinde legte

den Kopf in den Nacken und massierte sich die Schläfen.  
»Sobald wir uns eingelebt haben, sobald ich das neue Geschäft im Griff habe, wird alles besser.«

Das alte Lied. Wenn erst der Winter vorbei ist, wenn Papas Chef endlich Vernunft angenommen hat, wenn wir in Ferien sind ... Immerhin war Mama von Papa weggezogen, und sie hatten nun die neue Wohnung. Ein neues Leben. Vielleicht wirklich ein neues Leben.

Verena konnte von ihrem Platz aus auf ein Stück Himmel schauen und auf immergrünen Efeu, der an der Wand des Nachbarhauses wucherte. Keine Birke. Es musste keine Birke sein vor ihrem Fenster. Eine Buchenhecke vor dem Haus, ein Lebensbaum mit goldgelben Ästen im Garten nebenan – das passte schon.

Gerlinde trank den letzten Schluck Tee und stand auf.  
»Was ich brauche, ist eine Dusche und frische Wäsche. Du kannst inzwischen den Pizzamann anrufen. Aber frag Dietmar zuerst, was er essen will. Ich möchte eine Portion Lasagne.«

»Pizzamann? Gibt es in Innerau einen Pizzamann?«

»Oh je, das habe ich vergessen! Da gibt es sicher keinen! Und von Innsbruck fährt keiner hierher, um drei Pizzas anzuliefern.«

»Was sollen wir tun? Ich habe einen Wahnsinnshunger. Dietmar auch.«

»Na ja, ich mache euch ein Riesenomelette, und mir rühr ich eine Fertigsuppe an. Okay?«